

Nr. 289 Bromberg, den 17. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

Mutter Himmelreich hielt sich das Herz, drei baumlange Kerle umarmten sie, küßten sie . . .

Ich legte die Ziehharmonika auf die Bank und stand auf. Ich war nicht mehr vorhanden. Ich spürte das und fror dabei. Ich war ein Eindringling, ein Fremdkörper, ein Überzähliger. Ja, die Söhne der Witwe maßen mich schon mit Seitenblicken, die etwas Feindliches an sich hatten, mindestens aber etwas Mißtrauisches. Und die Alte stellte mich auch nicht vor, nein, sie jammerte vor Glück, ließ den Kaffee überkochen und putzte sich mit der Schürze die Augen aus. Ihre Söhne schmissen die Tornister in eine Ecke, stampften mit den Stiefeln durchs Haus, behielten die Hüte auf, redeten, erzählten, sprachen in lauten, wilden, plumpen, jubelnden Sturzbächen, fragten aber nicht, wer ich sei, was ich hier wollte . . .

Ich spürte ein Weh und nahm denen nichts übel, die mich mit ihren Blicken verstießen. Selbst Mutter Himmelreich maß mich einmal kurz über die Seite, als sei ich jetzt wohl zuviel, als hätte sie sich nur irrtümlich mit mir abgegeben. Welche Sackgasse für die Knusperhexe. Nein, ich durfte nicht murren, ich mußte auch diesen Angriff abschlagen. Also schlich ich mich an den lärmenden Söhnen vorbei in die Schlafkammer: Auf meinem Bett lagen schon ein verrußtes Kochgeschirr und eine abgeworfene Zeltbahn, am Fensterriegel hing schon ein brauner Brotbeutel, von dem der Schnee in dicken Tropfen zur Erde schmolz. Da raffte ich mein Bündel zusammen, ging in die Stube, reichte der Alten die Hand: „Frau Himmelreich, ich danke noch einmal herzlich!"

Sie stammelte etwas mit dem zerknitterten Mund und wußte nicht ein noch aus vor Erregung. Sie hielt mich weder fest, noch sagte sie den Söhnen, wer ich sei. So verließ ich denn das Haus, mein Christbaum brannte friedlich weiter, die englische Fettseife und die Navy-Cut-Zigaretten blieben liegen, ich trauerte nicht darum. Mir gehörte jetzt nichts mehr, wie war ich überhaupt dazu gekommen, hier Heimrechte zu suchen?

Ich härtete alles in mir, was da weich werden wollte. Und stapfte durch das Schneegestöber, schaute nicht rechts und nicht links, schloß nur den Mantelkragen fest um den Hals, grub die Hände bis zu den Ellenbogen in die Taschen, klemmte mein Bündel unter den Arm und schritt so kühn aus, als müßte ich pünktlich irgendwo zu Hause sein. Und lachte über meine Einfalt: Napfkuchen und echten Bohnenkaffee! Wie durftest du das alles begehren? Landbutter und Federbett! Wie konntest du so üppig leben? Hierher gehörst du, ins Wetter, ins Ungewisse und Unbehagliche!

Auch Mutter Grün war weiß geworden vom Leid. Der Schnee wirbelte dichter und kälter, ganze Flockensäulen drehten sich vor mir zur Erde. In der Luft schwang das Lied einer einzelnen Glocke, denn auch die Kirche von Efferen besaß kein volles Geläute mehr. Man hatte die Bronze für Kanonen und Granaten eingeschmolzen. Niemand begegnete mir. Kein barmherziger Schlitten, der nach Köln fuhr. Kein Tippelkunde, der wund war wie ich. In der Ferne schwammen nur die Lichter der Großstadt, und zuweilen plärrte eine Krähe aus den weißen Äckern auf. Ich sah keine Ufer, ich starrte mir die Augäpfel naß, denn der Wind schnitt mit scharfen Messern, meine Ohren glühten, der Frost saß schon in ihrem Knorpel. Ich blies den Atem in dampfenden Stößen aus und ließ nicht nach mit Schretten. Unter meinen Stiefeln knirschte der Schnee wie Kartoffelmehl; ich heuchelte mir ein Ziel vor und spielte den Muttigen, dessen Wandern einen Zweck hat.

Wenn draußen auf mühseligen Märschen der Kopf hängen wollte, hatte der Leutnant immer Singen! gerufen. Also sang ich: „Uf'm Berge geht der Wind und Maria wiegt ihr Kind . . ."

Ich sang das Lied nicht weiter, man konnte nicht marschieren nach seiner Melodie. Auch mußte ich an die Maria aus dem Rhein denken.

Nach zwei Stunden war ich in Köln. Die Straßen froren leer und weiß, keine elektrische Bahn rollte über die Schienen. Ich suchte vergeblich nach Fenstern, in denen ein Lichterbaum brannte. Ich horchte vergeblich nach Kindern, die noch Weihnachtslieder konnten. Ich spürte nur, wie mich auf der Weyerstraße eine derbe Faust an der Schulter faßte: Ein britischer Militärpolizist, der meinen Paß sehen wollte! Der Kerl tat grob, als sei ich allein schuld daran, daß er in Nacht und Eis Posten schieben mußte. Ich gab dem Gelben zu verstehen, ich hätte keinen Paß, ich wäre sozusagen unpäßlich. Da pfiff der Tommie, der kein Verständnis für Galgenwitze hatte, auf der Trillerflöte und hielt mich mit seiner Tatze so lange fest, bis aus einem Hausflur zwei neue Soldaten kamen. Diesen englischen Bütteln wurde ich ausgeliefert. Sie schleppten mich in einen großen Hinterhof an der Aachener Straße. Dort gab mir der Dolmetscher des Wachkommandos zu verstehen, ich hätte eigentlich eine Gefängnisstrafe verwirkt, aber des Weihnachtsfestes wegen käme ich noch einmal mit Autowaschen und Kartoffelschälen davon.

Ob mein Herz schwerer geworden war? Nein, ich hatte ein Dach über dem Kopf, die Garage war geheizt, beim Kartoffelschälen teilte ich gar das Schicksal einiger Kölner Herren, die ebenfalls ohne Nachtpaß erwischt worden waren. Bis 2 Uhr nachts spritzte ich drei Lastautos ab, der Dreck strömte schäumend in die Gitter des Kanals. Zuweilen kontrollierten die Tommies meine Arbeit, und da man in der Garage nicht rauchen durfte, reichte man mir wenigstens heißen Tee mit einer Keksrolle, die ganz und gar nach Frieden schmeckte. Bis 5 Uhr schälte ich Kartoffeln, die Kölner Herren würzten die Zwangsarbeit mit Scherzen und verschonten keineswegs die Soldaten der Besatzung, die sich solchen Übermut auch bieten ließen. Zehnmal wurde das historische Gott strafe England gesprochen, um 6 Uhr war die Stimmung schon so hoch, daß ein großes Preis-Spucken gestartet wurde. Wer am weitesten kam, sollte eine Flasche Wein verdienen. In diesem Wettbewerb siegte Köln gegen Britannien 7:2, aber der geplante Rundtrunk fiel wegen ungünstiger Witterung aus: Ein englischer Rondenoffizier

kam und donnerte die khakifarbenen Muskoten erbarmungslos an. Wie mußten die Tommies stramm stehen! Wie mußten sie Männchen machen, Griffe kloppen, Halsbinden vorzeigen und mit zwanzig Kniebeugen die verletzte Würde des britischen Weltreichs wiederherstellen! Die Kölner Herren und ich wurden dann zum Teufel gejagt, auf der Straße lachten wir unbändig: Da hatte man bei uns den Militarismus verdammt, die ganze Welt hatte mit Schlagworten gegen die alleinschuldige Preußerei jongliert, und diese Tommies — — —

Es war immer noch dunkel am Himmel, aber der Schnee in den Straßen sorgte für Licht. Vor den Türen der Häuser standen Mülleimer, in denen die Hunde gierig wühlten. Und Kirchgänger kamen mir entgegen, vermummte Frauen, Männer mit Ohrwärmern, Kinder mit Schlauchmützen. Alle trugen Gebetbücher in der Faust, die Kinder sangen sogar auf dem Wege: „Der Tag, der ist so freudenreich für alle Kreaturen!"

Noch andre Menschen begegneten mir: Kölner Mädchen mit englischen Soldaten am Arm. Ich hörte das Kauderwelsch ihrer Gespräche: „Mister, you mit mir Promenad kille kille . . .?"

Diese Puppen ließen sich kaufen für ein Stück Schokolade. Mit Haut und Haar.

Ich hörte die singenden Kinder wieder: Der Tag, der ist so freudenreich für alle Kreaturen . . .!

Kreuz und quer lief ich in den Straßen, um das Blut nicht einfrieren zu lassen. Um zehn Uhr besorgte ich mir einen Paß. Nun brauchte ich keine Autos mehr zu putzen.

Sonst nichts Weihnachtliches im heiligen Köln. Nicht einmal die armen Kinder drückten ihre Nasen an den Schaufenstern der Spielwarenhändler platt. Ich ahnte es: Weihnachten wie früher wird es nie mehr geben!

Am Lieferanteneingang eines Hotels erfocht ich mir eine warme Suppe, im Bahnhof kaufte ich zwei Zigarren, dann war es Zeit, über den Nutzen meiner nächsten Stunden nachzudenken. Knapp 70 Mark staken noch in meinem Brustbeutel, die Löhnungen der Witwe Himmelreich eingerechnet. Ich wollte schon Lust zum Reisen spüren, hätte ich nur ein Ziel und hätte dieses Ziel nur einen Sinn gehabt. Ich betrachtete mir wieder die Menschen: Schottische Dudelsackpfeifer reizten ganz Köln zum Gelächter. Diese karierten Röcke, diese ungewaschenen Kniescheiben, diese Kongomusik wie von läufigen Mondscheinkatzen. Und braune Inder froren in der Bahnhofshalle; wie lief den Entwurzelten der Schleim aus Augen und Nase, wie husteten sie aus verpesteten Lungen. Für die französische Zone meldeten sich noch Zulus, Marokkaner, Siamesen und anderes Geflügel zur Hebung der deutschen Kultur. Wenn die Kerle grinsten, zeigten sie Gebisse wie offene Klaviere. Fehlten nur noch Tanzbären und Drehorgeln mit Äffchen. La Grande Armée. Ein Zoo von Menschenrassen klapperte da mit den Zähnen. In mir schrie das Mitleid auf: denn den Haß gegen diese Skorbut- und Flecktyphusaspiranten hatte ich schon hinter mir. Zwar sprach man überall von der Schwarzen Schmach, aber diese Schmach fiel auf jene Weißen zurück, die Dutzende von Regimentern aus Asien und Afrika in einen Winter schickten, der zum Massenmörder an der tropischen Kreatur werden mußte.

Ich schloß die Augen. Als Elender vor Elenden. Die eigentlichen Geißelschwinger ließen sich nicht fassen. Heute noch nicht.

6.

Adam und Eva.

Mir wurde klar, daß ich ein Schicksal erlebte, wie es nicht viele erleben durften. Als ich noch den Kopf unterm Gezwitscher der Querschläger duckte, teilten Millionen mit mir die Todesangst und auch den Todesmut. Heute war ich ein Einzelner geworden und durfte mich dessen nicht schämen. Millionen waren wieder daheim. ich mußte ein Mann über Bord bleiben. Die andern segelten durch den Sturm, ich mußte drin schwimmen. Sollte ich darum zittern? Lebensmut und Lebensangst forderten, daß ich mich entscheide. Ich lehnte mich auf gegen die Angst und entschied mich also für den Mut. Da brach eine Zelle in mir auf, die das Abenteuer suchte. Aber das Abenteuer war in diesen Tagen der Zustand meiner Nation. Abenteuer waren immer der Mut zum Ungewissen, freilich zum Ungewissen, das Gewißheit gebären sollte. Was konnte noch schief gehen? Was sollte noch schlechter werden? Über das bißchen Sterben war man hinaus, dem Lebenden konnte eine Wendung nur Besseres bringen. Mir lud das Abenteuer nur die Verantwortung für mich selber auf. also durfte ich mich dem Ungewissen verbünden. Ich war nicht Vormund von Geführten, also war mein Abenteuer weder Leichtsinn noch Verbrechen. — — —

Es war in der Frühe des zweiten Weihnachtstages, als ich am Kölner Rheinufer einen Kraftfahrer traf, der am Steuer seines Wagens die Landkarte studierte. Anscheinend fand sich der Unkundige nicht zurecht; denn er sah mich hilflos an und war froh, daß ich ihn fragte, wohin er wolle. So antwortete er denn: „Nach Mostheim, aber es steht nicht auf der Karte. Ich hab Korken geladen für die Winzer. Schöne, echte Korken, keine Kriegsware, keinen Ersatz!"

Und gab mir einen Korken in die Hand, frische Ware aus Spanien. Ich beroch ihn, er duftete nach Herbst und Rinde. Da bekam ich Herzweh nach Wein, da stieg ein Verlangen nach dem Rheingau in mir auf, wo jetzt der Heurige in den Kellern gor. Jahrgang 1918. Jahrgang des Schicksals. Ob er ein Surius wurde? Ich sagte dem Kraftfahrer: „Komisch, ich muß auch nach Mostheim, ich will Ihnen gerne den Weg zeigen, dann spare ich das Geld für die Eisenbahn!"

Der Fremde machte den Platz an seiner Seite frei. Wo Mostheim lag, wußte ich selber nicht, aber ich wollte hin und würde das Nest schon finden, weil ich das wollte. Also rollten wir los, der Wagen hüpfte so jach über die Pflastersteine, daß ich mir die Zähne in die Zunge schlug. Den Rädern fehlten die Gummireifen, wie den Kirchen die Glocken fehlten.

Dieses Gepolter zwang mich zum Schweigen, Worte wurden stotterndes Stückwerk, jede Silbe zerbröckelte im Skandal der Eisenräder, die den Wagen zur Schüttelrutsche machten. Ich blickte noch einmal nach Deutz, wo ich die mütterliche Maria aus dem Rhein gefischt hatte. Und auf der Landstraße hinter Rodenkirchen spähte ich zum Vorgebirge hin, wo Brühl liegen mußte. Die Luft war aber zu diesig, ich konnte nur in Gedanken jenem Menschen nahe sein, der mir ein Liter Blut schuldig bleiben sollte.

Der Wagen sprang über einen Stein, beinah wäre ich vom Bock gefallen. In welchem Unstand befanden sich die Straßen. Löcher wie nach einem Trommelfeuer, der Makadam zerrissen und zu Atomen zertrümmert. Ein Glück, daß die Korken noch nicht auf den Flaschen saßen, diese Holperei drehte einem die Gelenke aus. Ich fürchtete Darmverschlingung, Gehirnerschütterung, Muskelkrämpfe. Nie spürte ich gründlicher, daß ein Mensch mit Eingeweiden gefüllt ist; denn zuweilen rutschte mir der Magen in den Schlund.

Der Mann am Steuer grinste niederträchtig. Er mußte wohl ahnen, daß dieser Galopp meinen Brustkorb innerlich umkrempelte; ich bezwang mich, verzog das Gesicht zu einer freundlichen Lüge, hielt Ausschau in die Schneefelder und zeigte einmal mit dem Finger in einen Acker, wo ein Hase mit gestreckten Löffeln von dannen hoppelte. Auch ein Überlebender.

In Bonn hatte ich mich schon an die Bocksprünge des gummilosen Vehikels gewöhnt. Wir bremsten vor einer Kneipe, gossen frisches Wasser in den Kühler und genehmigten uns eine Tasse Bouillon, die nach ranzigen Suppenwürfeln schmeckte. Bläuliche Franzosen paradierten in den Straßen, ihre Bajonette ähnelten platten Zahnstochern. Auf dem Kaiserplatz röchelte ein Tank, vor der Universität triumphierte eine Militärkapelle: Allons enfants — —! Laßt uns gehen, Kinder — —!

Warum taten sie's nicht?

Godesberg, Mehlem, Rolandseck. Wir sahen linker Hand das Siebengebirge, seine vielfältige Hügelkette war im Dunst der Ferne einer Kamelkarawane ähnlich. Höcker neben Höcker.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weihnachtsmann.

Skizze von Wolfgang Federau.

Mit der Weltwirtschaftskrise, ja, da ist es so wie mit der Flut, wie man sie an der Nordsee beobachten kann. Die erreicht nicht alle und alles gleichzeitig, diese Welle. Erst ist sie nur ein dunkler Streifen hinten am Horizont, um den man sich recht wenig kümmert. Aber sehr rasch kommt sie näher, bald wird sie eine Gefahr. Man läuft vor ihr fort, dem Festlande zu. Aber so eine Flutwelle ist unheimlich rasch. Und man muß schon sehr flink und sehr fest auf den Beinen sein, um vor ihr zu entrinnen. Die meisten ziehen bei einem solchen Wettlauf natürlich den kürzeren.

Das ist nur ein Vergleich, und er hinkt wie jeder Vergleich. Was jedoch den Lageristen Hugo Graeber anbelangte: Noch im Spätsommer konnte er Henni, seinem einzigen Töchterchen, mit gutem Gewissen versprechen, daß sie an diesem Weihnachtsfest ihren so lange schon gewünschten Puppenwagen bestimmt bekommen würde. Noch Anfang September stellte er seiner Frau einen neuen Wintermantel für das Fest in Aussicht; ihr alter war ja auch wirklich schon etwas schäbig, nach den vier Jahren, den sie ihn nun schon trug. Und noch zu Ende eben dieses Monats machte er ein paar schüchterne Andeutungen, daß er hoffe, sich nun endlich wirklich einen Lautsprecher zulegen zu können. Die Apparate seien ja so billig geworden; es gäbe ausgezeichnete mit Netzanschluß und allen Neuerungen schon für hundertfünfzig Mark, und das mit den Kopfhörern sei doch nur eine halbe Sache.

„Ja — ja, das mach du nur!" sagte Graebers Frau freundlich. Denn sie hatte Vertrauen zu ihrem Mann, und sie gönnte ihm diese Freude. Wo er sich doch sonst ohnehin nichts leistete, kaum einmal ein Glas Bier trank und eine Zigarre höchstens am Sonntag rauchte.

Aber Anfang Oktober, als sie wieder einmal von dem und jenem sprachen, von den schlimmen Zeiten und den geringen Aussichten, daß es in Bälde besser werde, sagte Graeber — und er gab sich Mühe, ein heiteres, unbekümmertes Gesicht zu machen —: „Weißt du, Schatz, das mit dem Lautsprecher, das werde ich mir dies Jahr doch noch verkneifen. Man hat mir mein Gehalt gekürzt, diesen Ersten, und ich kann's mir einfach nicht leisten. Na, es geht eben auch so ganz gut, mit dem Detektor."

„Ja, ja", sagte Graebers Frau wieder. Und sie hätte ihren Mann gern ein bißchen getröstet, gern ein wenig sein schon schütteres Haar gestreichelt. Aber sie wußte, daß er das nicht liebte, daß er sich schämte, weich zu werden. So begnügte sie sich, ihm zuzulächeln und ihm auf diese Art Mut zu machen — es würde, es müßte ja besser werden im nächsten Jahr.

Vier Wochen später freilich, da äußerte Graeber, es sei doch nun schon empfindlich kalt, und es sei wohl an der Zeit, einmal die Wintermäntel vom Boden zu holen. Und da die Frau den ihren heranschleppte, betrachtete er ihn sorgfältig. Ja, er beäugelte ihn von nahe und dann wieder von etwas weiter, und dann meinte er, dieser Mantel wäre doch eigentlich noch ganz schön. Außerdem werde es ja im Winter nie richtig hell, da könne man einen neuen Mantel von einem alten kaum unterscheiden.

„Ja — ja", sagte die Frau wieder, und ihr Mund blieb heiter. Obwohl es ihr einen kleinen Stich ins Herz gab und obwohl der Mantel wirklich schon etwas schäbig war. Aber sie wußte ja bereits, daß ihr Mann vom ersten November ab nur vier Stunden täglich arbeitete, bei halbem Gehalt. Weil nichts zu tun war oder doch fast nichts. Und daß man ihn eigentlich überhaupt nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit hielt. Wer weiß, wie lange noch. Was also blieb ihr da anderes übrig als zu sagen „Ja — ja" und „Wirklich, ich denke auch, es wird ganz gut noch einen Winter so gehen."

Danach war es ja schon beinahe selbstverständlich, daß Graeber am ersten Advent, als man abends unter der Adventskrone saß, Haselnüsse knackte und ein bißchen Pfefferkuchen naschte — ja, daß er da Henni auf die Knie nahm und sagte: „Weißt du, Kleine, mit dem Puppenwagen wird nichts werden diese Weihnachten. Der Weihnachtsmann hat so viele ganz, ganz arme Kinder zu versorgen, die frieren und hungern müssen, da kann er solche Sachen gar nicht mehr schleppen. Erst muß er doch an die ganz armen Kinder denken, nicht wahr? Das versteht mein Liebling, gelt?"

Ja, der Liebling verstand. Henni verzog zwar ihr Gesicht, und die Tränen saßen ihr erschrecklich nahe. Aber sie druckste und druckste, und so weinte sie doch nicht, und aus dem Schluchzen wurde nur ein ganz schwerer Seufzer.

Der Vater — nun, was den anbelangte, so wischte er sich die Schweißperlen von der Stirn. Es kam ihn hart an, Henni diese Enttäuschung bereiten zu müssen. Aber da man ihn nun richtig entlassen hatte, gab es ja wohl keinen anderen Weg.

„Es wird doch auch so ganz schön sein", tröstete er die Kleine. „Wir werden einen brennenden Lichterbaum haben, einen Gänsebraten oder einen Hasen, ja — und was die Äpfel, die Nüsse und das Marzipan anbelangt, das alles wird der Weihnachtsmann bestimmt nicht vergessen. Da kannst du dich drauf verlassen, Kleine — ich werde ihn schon erinnern."

Er glaubte auch selbst ganz fest daran, als er das sagte. Aber dann mußte er bald sehen, wie schnell, wie furchtbar schnell seine kleinen Ersparnisse zusammenschmolzen. Da wollten Kohlen gekauft werden und Kartoffeln und Briketts und Holz, und jede dieser Ausgaben riß ein empfindliches Loch in die geringe Summe, die er in besseren Zeiten zurückgelegt — jetzt, wo man doch nichts, gar nichts mehr hinzuverdiente.

„Mit der Gans wird das nichts und mit dem Hasen auch nichts", sagte Graeber eine Woche vor dem Fest. „Aber vielleicht langt es zu einem falschen Hasen", fügte er dann noch mit bitterer Ironie zu. Und Henni, der Kleinen, suchte er schonend beizubringen, daß sogar das Marzipan in Frage gestellt sei, wenn nicht gar die Nüsse auch noch. „Denn der Weihnachtsmann", setzte er hinzu, weil ihm gerade keine bessere Begründung einfiel, „der Weihnachtsmann — ich habe gehört, er soll tot sein."

Dann war freilich nichts zu machen, wenn der Weihnachtsmann wirklich tot war. Und Henni nickte ganz ernsthaft mit ihrem blonden Lockenköpfchen.

Am Tage vor dem Heiligen Abend aber holte sie ihren Vater ab. Und während sie draußen, vor der Tür des Arbeitsamtes, wartete, sah sie einen Mann hineingehen. Einen sehr alten Mann mit einem leeren Sack über der Schulter, in schäbigem Flauschmantel und mit einem furchtbar langen, weißen Bart. Das konnte niemand anders sein als der Weihnachtsmann — nur der Weihnachtsmann sah so aus. Nur er hatte einen solchen Bart.

„Vati", schrie sie deshalb auch, als Graeber herauskam, „ich habe eben den Weihnachtsmann gesehen. Er ist also nicht tot. Hier herein ging er — hast du ihn denn nicht gesehen?"

Nein — der Vater hatte ihn nicht gesehen. Er hatte an etwas anderes gedacht und nicht auf die Menschen geachtet, die ihm entgegenkamen.

„Was mag er hier bloß wollen?" fragte aber die Kleine wieder, denn die Sache ließ ihr keine Ruhe. Und da der Vater immer noch schwieg, sagte sie: „Vielleicht muß er auch stempeln gehen, der Weihnachtsmann. Wo er doch keinem was zu bringen hat."

„Oh — ich glaube nicht", antwortete der Vater aus tiefem Nachdenken heraus. „Sieh mal — er würde ja gar nichts bekommen, als Saisonarbeiter."

Er lächelte — wirklich er lächelte, als er dies sagte, was die Kleine gar nicht recht verstehen konnte. Aber durfte er nicht lächeln, wo ihm doch das halbe Wunder geschehen war, daß er eine neue Stellung bekommen hatte? Für ein paar Monate vorerst nur, gewiß — aber konnte in ein paar Monaten nicht alles schon wieder besser sein?

Und deshalb wohl bückte er sich herab zu der Kleinen und küßte sie, ganz behutsam, ganz zärtlich. „Ich denke, er wird sich bloß nach deiner Adresse erkundigen wollen", flüsterte er, heiser vor Freude. „Die hat er vielleicht verloren. Und wenn er dir auch nicht den Puppenwagen bringt, irgend eine Kleinigkeit wird sich wohl schon finden für dich in seinem Sack!"

Die rote Heldin Pocahontas.

Briefmarken ehren eine Indianerin.

Von M. Büttner.

Es ist nicht gerade ein alltäglicher Vorgang, daß eine moderne Postverwaltung einem jungen Indianermädchen, das vor mehr als 300 Jahren gelebt hat, auf amtlichen Briefmarken ein Denkmal setzt. Die Postschalter in den Vereinigten Staaten verkauften 1907 Gedenkmarken zur Erinnerung an die Gründung der ersten englischen Niederlassung in Nordamerika, Jamestown in Virginia, im Jahre 1607. Auf einer dieser Marken bemerkt man links oben das Kopfprofil einer Indianerin, auf einer anderen das größere Bildnis derselben Frau, aber merkwürdigerweise in mittelalterlicher, europäischer Tracht im Spitzenkragen, hohem Hut und mit einem Fächer in der Hand. In beiden Fällen handelt es sich um die junge Indianerin Pocahontas, die in der Geschichte jener ersten englischen Kolonie in der Neuen Welt eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Ihr Leben war so eigenartig und romantisch, daß es sich lohnt, es einmal nachzuzeichnen.

Als eigentlicher Gründer der Siedlung Jamestown gilt der englische Kapitän John Smith, ein kühner Abenteurer, der auf der 1-Cent-Marke von 1907 porträtiert wurde. Ihm gelang es, nach dem vergeblichen Versuch eines Kapitäns Newport, die junge Kolonie lebensfähig zu erhalten, zu welchem Zweck er auch freundschaftliche Beziehungen zu den benachbarten Indianern aufzunehmen suchte. Auf einem seiner Züge in die weitere Umgebung geriet er einmal in die Hände eines ihm noch unbekannten Indianerstammes. Er versuchte sich den Rothäuten dadurch interessant zu machen, daß er ihnen seinen Taschenkompaß zeigte, ihnen die Bewegung der Gestirne erklärte usw. Schließlich wurde der Gefangene vor den Häuptling Powhatan gebracht, dessen scharfes Profil ebenfalls auf der erwähnten 1-Cent-Marke zu sehen ist; er verurteilte das feindliche Bleichgesicht zum Tode am Marterpfahl. Schon sollte der grausame Befehl ausgeführt werden, als sich die Tochter Powhatans, die junge Pocahontas, ins Mittel legte und bei ihrem Vater für das Leben des weißen Mannes bat, für den sie wohl Bewunderung empfand. Da das Mädchen der Liebling des Stammes war, wurde diese Bitte erfüllt, und Kapitän Smith konnte ungehindert nach Jamestown zurückkehren.

Einige Monate später geriet er abermals in die Gefangenschaft der Indianer, die ihn diesmal länger zurückbehielten, da er ihnen inzwischen auch die Wirkung seiner „Donnerbüchse“ gezeigt hatte. Wiederum nahm Pocahontas ihn in Schutz, sorgte für ihn und bat schließlich ihren Vater abermals inständig um die Freilassung des Weißen, mit dem sie sich vielleicht allmählich befreundet hatte, und wieder legten die Roten der Heimkehr Smiths zu seinen Landsleuten nichts in den Weg.

Diesmal fand er die englische Kolonie in einer traurigen Verfassung vor; in der Zwischenzeit waren viele der Ansiedler durch Entbehrungen und Krankheiten zugrunde gegangen, so daß der Bestand der ganzen Niederlassung gefährdet schien. Als Pocahontas von der großen Not in Jamestown hörte, überredete sie ihre Stammesgenossen, den hungernden Weißen zu helfen und sie mit Wild, Geflügel und Getreide zu unterstützen. Ebenso gelang es ihr immer wieder, die Streitigkeiten zwischen den beiden Lagern zu schlichten und Blutvergießen zu verhüten.

Als später aber ein weiteres englisches Schiff neue Einwanderer brachte und die fremden Siedler zum Schutz gegen die Indianer ein Fort errichteten, gestaltete sich das Verhältnis zwischen den Weißen und den eingeborenen Nachbarn mit der Zeit immer bedrohlicher. Es kam schließlich dahin, daß die Rothäute die Vernichtung der Engländer beschlossen, zu welchem Zweck diese bei der Überbringung von Lebensmitteln überlistet werden sollten. Als Pocahontas von diesem Plan hörte, schlich sie sich zu Kapitän Smith, der in der Nähe jagte und warnte ihn. Er kehrte sofort nach Jamestown zurück, traf mit seinen Landsleuten alle notwendigen Verteidigungsmaßnahmen, und so konnte der Handstreich der Indianer vereitelt werden. Wieder hatte Pocahontas die Europäer vor dem Untergang bewahrt.

Veranlaßt durch die zunehmende Uneinigkeit unter den Ansiedlern selbst, sowie durch eine schwere Verwundung, kehrte Kapitän Smith zwei Jahre später nach England zurück. Pocahontas sagte man, er sei gestorben, und sie soll ihn lange und mit mancher Träne betrauert haben.

Einem neuen Gouverneur, Lord de la Warr, gelang es dann, durch Heranziehung weiterer Einwanderer, durch bessere Einrichtungen, reichlichere Einfuhr von Lebensmitteln usw. das Bestehen der jungen Kolonie zu sichern. Mittlerweile war Pocahontas erwachsen und eine indianische Schönheit geworden. Bei einem Zusammenstoß mit den Indianern wurde sie eines Tages von den Weißen gefangengenommen, und da die Verhandlungen mit ihrem Vater über ihre Freilassung durch Austausch nicht zum Ziel führten, so blieb sie schließlich in Jamestown, vielleicht nicht allzu ungern.

Dort lernte sie nach einiger Zeit den jungen Engländer John Rolfe kennen und lieben; im Jahre 1614 wurde sie in der Kirche zu Jamestown auf den Namen Rebekka getauft, und bald darauf fand die Trauung statt. Aus dem Indianermädchen war eine englische Lady geworden. So erklärt sich auch die steife europäische Kleidung, in der sie auf der Briefmarke zu 5 Cents dargestellt ist.

Ein anderer Leiter der Kolonie nahm zwei Jahre später die Familie Rolfe — Pocahontas hatte inzwischen einen Sohn geboren — mit nach England. In London wurde sie, die erste Indianerin in Europa, am Königshof als Schutzengel der Kolonie Jamestown mit großen Ehren aufgenommen, und man erzählt, daß ihre kindliche Einfachheit und fremdartige Anmut ihr bald alle Herzen gewannen. Gelegentlich einer Festlichkeit bei Hofe sah sie dann Kapitän Smith, den sie immer noch tot glaubte, eines Tages unerwartet wieder — sein plötzliches Auftauchen versetzte sie in große seelische Erschütterung. Als sie sich allmählich beruhigt hatte, war ihre Freude rührend, und Smith durfte sie wieder sein Baby nennen, wie einst in Amerika.

Leider sollte die so seltsam erneuerte Freundschaft nicht von langer Dauer sein: im blühenden Alter von 22 Jahren starb Pocahontas 1617 plötzlich in Gravesend bei London, als sie mit dem Plan umging, nach ihrem Vaterland Virginia heimzukehren. Nur ihr Sohn sah die amerikanische Heimat wieder, wo er später eine geachtete Stellung einnahm.

Noch heute sind manche Familien in den Vereinigten Staaten stolz auf das Blut der Pocahontas in ihren Adern. Wer diesem romantischen Lebensweg gefolgt ist, wird sicher verstehen, daß auf Briefmarken jene heldenhafte Indianerin dankbar gefeiert wurde, die in der Geschichte der Kolonisation Amerikas einen Ehrenplatz einnimmt, und die einst vielen weißen Männern das Leben gerettet hat.



Der Schiffsjunge.



Kapitän: „Das kennen wir schon — wer zu Hause nichts taugt, den schicken die Eltern aufs Schiff!“

Schiffsjunge: „Nee, nee, Kapitän, das ist jetzt nicht mehr so, wie in Ihrer Jugend!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.